



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## Universitätsbibliothek Paderborn

### Kleine Schriften und Studien zur Kunstgeschichte

**Kugler, Franz**

**Stuttgart, 1853**

III. Bestätigungen

[urn:nbn:de:gbv:wim2-g-1482733](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:wim2-g-1482733)

## III.

## BESTÄTIGUNGEN.

(Deutsches Kunstblatt, 1852, No. 15, f.)

Es müssen zuweilen Influenzen in der Luft liegen, auch geistiger Natur, auch wenn uns ihre Bedingnisse nicht ganz klar werden. Vor siebzehn, achtzehn Jahren bildete das Buntfarbige in der griechischen Architektur und Sculptur und der Grad seiner Ausdehnung eine der brennendsten Streitfragen unter Archäologen und Künstlern; nachdem es damit allmählig ziemlich still geworden, scheint die Sache jetzt plötzlich zu neuem Leben zu erwachen. Mehrseitig, ob vielleicht auch durch sehr verschiedene äussere Gründe veranlasst, taucht die Frage auf, wie weit sich inzwischen die eine oder die andre Ansicht bewährt, wie weit unsre Erkenntniss, für die eine oder die andre Ansicht, an gesicherten Gründen zugenommen habe.

Ich hatte im Spätsommer des vorigen Jahres Nachträge zu meiner Schrift „über die Polychromie der griechischen Architektur und Sculptur und ihre Grenzen“ (1835) niedergeschrieben, sie mit diesen in die bevorstehende Gesamt-Ausgabe meiner „kleinen Schriften und Studien zur Kunstgeschichte“ aufzunehmen. Ich hatte mich bemüht, die Sache damit von meinem Standpunkte aus thunlichst zu einem neuen Abschlusse zu bringen. Nicht lange, nachdem ich diese Arbeit beendet, wurden zwei neue, diesen Gegenstand behandelnde Werke angezeigt; ein höchst umfassendes:

*Restitution du temple d'Empédocle à Sélinonte, ou l'Architecture polychrome chez les Grecs par J. J. Hittorff, architecte. Avec un atlas. Paris, 1851. (845 S. in gross 4. und ein Atlas von 24 polychromen Tafeln in Fol.)*

und ein knapp geschürztes:

*Die vier Elemente der Baukunst. Ein Beitrag zur vergleichenden Baukunde von Gottfried Semper. Braunschweig, 1851. (104 S. in 8.)*

Ich war begreiflicher Weise höchst gespannt auf den Inhalt und das Ergebniss beider Werke, deren Verfasser, wie bekannt, zu den Hauptvertretern einer vollständig durchgeführten Bemalung der griechischen Architekturen gehören. Andre Arbeiten, die ich inzwischen vorgenommen, liessen mich erst jetzt an ihre Lectüre gehen, — und nun fühle ich mich, so mannigfaches Interesse beide auch im Uebrigen bieten, fast enttäuscht dadurch, dass sich aus ihnen ein weiteres, neues Resultat von irgend wesentlichem Belang eben gar nicht entwickeln will. Oder vielmehr: sie haben mir die freudige Bestätigung gegeben, dass die Ansicht der Sache, der ich bisher gefolgt war und die ich in jenen Nachträgen auf eine im Ganzen nur mässige Weise zu modificiren veranlasst gewesen bin, auf leidlich festen Füssen steht. Wenigstens scheinen mir die Angriffe meiner beiden ehrenwerthen Gegner, — denn das sind die Verfasser beider Werke, — in denjenigen Punkten, wo es auf das Wesen der Sache ankommt, aller festen Basis zu entbehren.

Ich habe über die Anordnung und den Gesamtinhalt beider Werke eine kurze Andeutung vorzuschicken. Das Werk von Hittorff enthält

zunächst, auf 422 Seiten des Textes, einen sehr umfassenden Bericht über die Verhandlungen und Streitschriften, die über die Angelegenheit der Polychromie ans Licht getreten sind. Persönliche Motive, persönliche Verhältnisse — die der französischen Archäologen — spielen hiebei sehr wesentlich mit; der deutsche Autor, der in diese Kämpfe mit hineingezogen wird, fühlt sich dabei gelegentlich in der Eigenschaft eines Spielballes, den die eine Partei der andern, wohl nicht immer im völlig sachlichen Interesse, zuwirft. Der deutsche Leser, dem es einfach auf die Sache ankommt, dürfte diesen Dingen wohl nicht überall die vorausgesetzte Theilnahme widmen. Ein sehr grosser Theil der Verhandlungen bezieht sich zugleich auf die Angelegenheiten der Malerei als selbständiger Kunst, mit welcher die griechischen Wände geschmückt waren; auch dieser Punkt hat nur einen äusserst bedingten Bezug zu der polychromatischen Architektur. Irre ich nicht sehr, so bleibt in letzterer Beziehung die von dem Verfasser im Interesse einer grösseren Buntfarbigkeit vorgelegte Antikritik meiner Schrift vom Jahre 1835 die Hauptsache.

Hierauf folgt die Erläuterung seiner Restitution des sogenannten Empedokles-Tempels. Dies ist das kleine Heiligthum aus später griechischer Zeit auf dem westlichen Hügel zu Selinunt, welches nach Hittorf ein vier-säuliger Prostylos mit ionischen Säulen und dorischem Gebälk gewesen sein soll, nach Serradifalco ein einfach dorischer Bau mit zwei Säulen in antis. Bekanntlich hat der Verfasser schon vor etwa zwanzig Jahren eine derartige Restitution geliefert und dabei auf die ganze Angelegenheit der Polychromie allerdings sehr anregend gewirkt; er wiederholt dieselbe jetzt, in vervollständigter und ausführlicherer Weise, indem er, um an diesem kleinen Bauwerke sein ganzes System der Polychromie zu entwickeln, möglichst reichhaltige Hilfsmittel antiker Dekoration heranzieht. Unter den Belegen ist übrigens, soweit sie das wirklich Architektonische betreffen, nichts entscheidend Neues enthalten.

Dann kommen technische Untersuchungen über die Beschaffenheit der Farben, mit denen die antiken Bautheile versehen und Anstrich und Bemalung der antiken Wände ausgeführt waren, auch diese mit ausführlichem Eingehen auf die Schriften, die darüber in neuerer Zeit veröffentlicht sind. Für die Feststellung der polychromen Architektur bei den Griechen dürften die Ergebnisse dieses grossen Abschnittes wieder sehr mässig sein.

Endlich die 24 Tafeln des Atlases sammt deren Erläuterung. Diese enthalten zunächst die Darstellung jenes sogenannten Empedokles-Tempels. Derselbe erscheint hienach als ein gelber Bau mit blauen Triglyphen, rothen Metopen und rothem Giebelfelde, die Seitenwände aus gelbem Quaderwerk mit breiten rothen Fugen und einigen Hauptfugen von blauer Farbe, Alles ausserdem, wo es nur zulässig war, mit buntfarbigen Ornamenten versehen, — als ein Werk, dessen Existenz in solcher Art eben nur in der Phantasie des Verfassers beruhen dürfte und das auf mein Gefühl einen wenig erquicklichen Eindruck macht. Uebertroffen wird der letztere freilich noch durch die farbige Restauration des Kapitäl vom Erechtheum, die der Verfasser auf Taf. XI, Fig 1 mittheilt und von der sich ein jedes gesund organisierte Auge mit einiger Sorge vor nachhaltiger Verletzung zuschliessen dürfte. Doch rettet der Verfasser die Ehre seines eignen gesunden und edeln Farbensinnes durch die beiden schönen Schlussblätter, auf denen er die Dar-

stellung von ihm ohne gelehrtes Grübeln ausgeführter und farbig geschmückter Architekturen; der Façade von St. Vincent-de-Paul und des Portikus am Cirque national zu Paris, vorführt. — Ausserdem wird eine erhebliche Anzahl von Einzelstücken farbiger Dekoration, besonders an architektonischen Gliedern, mitgetheilt. Die besten schon vorhandenen Veröffentlichungen solcher (von Herrmann, Poppe u. A.) sind hiebei sehr zweckmässig benutzt; Neues aber wird kaum gegeben, wenigstens nichts der Art, was, wie schon angedeutet, für die Auffassung der Sache nach der einen oder andern Seite hin entscheidend ins Gewicht fallen könnte. Ungemein interessant ist die Darstellung architektonischer und anderer Ornamente von flachem Relief (ohne Farbe), die sich auf sicilischen Thongefässen gefunden haben (auf Taf. VII). Es sind zumeist sehr reizvolle Verzierungen. Sie aber ohne Weiteres als Copien dessen zu betrachten, was in farbiger Ausführung an den Tempelarchitekturen vorhanden war, scheint mir allzu gewagt; zwischen der spielenden Freiheit bei dekorativen Gegenständen und dem hohen Ernste der heiligen Architektur ist zu aller Zeit einiger Unterschied gewesen. — Es fehlt endlich nicht an Darstellung einiger bemalten kleinen Bildwerke, an Wandmalereien, an Ornamenten von gemalten Thongefässen und an pompejanischen Wandzierden, unter welchen letzteren wiederum einiges Interessante, doch in seiner Wesenheit bisher ebenfalls nicht unberücksichtigt Gebliebene sich bemerklich macht.

Die Schrift von Semper<sup>1)</sup> zerfällt in zwei verschiedene, nur durch einen losen Faden verbundene Gegenstände. Der erste besteht, nächst einer Einleitung über die Dinge der Polychromie und die frühere Betheiligung des Verfassers an denselben, wiederum in einer Antikritik meiner Schrift vom Jahre 1835. Ich komme hierauf, wie auf Hittorff's Antikritik, im Folgenden zurück. Für den Augenblick muss ich mir nur ein Wort über den Ton, in welchem die Semper'sche Antikritik abgefasst ist, erlauben. Er behandelt meine ganze Schrift, als sei sie eben jetzt erschienen, als lägen über den Verfasser, der damals freilich ein Anfänger war, keine weiteren Zeugnisse vor. Er ist dadurch, dass ich ihm mehrfach entgegen getreten, unangenehm berührt worden, hat dies Gefühl des Missbehagens sechzehn Jahre hindurch stillschweigend mit sich herumgetragen und giebt es jetzt in einer Weise von sich, zu deren Bezeichnung mir das rechte Wort fehlt.

Der zweite Gegenstand, den die Semper'sche Schrift behandelt, gewährt ein sehr eigenthümliches, culturgeschichtlich poetisches Interesse. Der Verfasser geht auf die Urzustände der ältesten Völker zurück und entwickelt aus diesen und aus der verschiedenartigen geschichtlichen Stellung der Völker die Grundelemente der Architektur und die verschiedenartige Richtung, welche die letztere nehmen musste. Hiebei erklärt sich der Titel der Schrift, indem als diese Grundelemente aufgeführt werden: Heerd, Dach, Umfriedigung und Erdaufwurf. Das Element der Polychromie findet dabei ebenfalls seine urthümliche Begründung. Es ist ein anziehendes Gefühl, an der Hand eines geistvollen Mannes in jene dunkeln Regionen der Weltgeschichte hinabzusteigen; mag die Ausdeutung der Nebelbilder auch ein gut Theil individueller Phantasie nöthig machen, so empfangen wir doch

<sup>1)</sup> Sie ist des weitere Ausführung eines in englischer Sprache geschriebenen Aufsatzes von Semper, der unter dem Titel „*On the study of Polychromy, and its revival*“ im dritten Heft des „*Museum of classical antiquities*“, 1851, enthalten war.

immer die schätzbarsten Anregungen zu eigener Gedankenarbeit. Und wenn der Verfasser uns, ausser der rothen Farbe an Architekturen und Flecht- und Webearbeiten, der Position gemäss, die er äusserlich genommen, noch weiter von Roth unterhält, so bleibt es in unserm Belieben, das zu übersehen oder uns, wenn die Stunde kommen sollte, — zu wehren.

Bei beiden Werken kömmt es in der That darauf an, ob und wieweit sie meine Gründe dafür, dass die griechische Architektur in der Blüthezeit der Kunst in der Hauptmasse farblos erschienen sei, widerlegt haben. Beide beginnen, Hittorff ausführlicher, Semper in kürzerer Uebersicht, mit der Reihenfolge minder erheblicher Anführungen aus alten Schriftstellern, mit denen ich meine Schrift eingeleitet hatte. Ich will sehr gern gestehen, dass ich gesammelt hatte, was mir damals in Bezug auf den Gegenstand eben aufgefallen war, dass darunter manches Unerhebliche ist und dass die von mir angeführten Stellen der alten Autoren manches Mal eine Auffassung von verschiedenen Standpunkten gestatten. Ich gebe zu, dass ich Hittorff, was er mir zum Vorwurf macht, in seiner Aeusserung über den „grünen“ und den „rothen“ Gerichtshof von Athen vielleicht eine etwas zu weite Schlussfolgerung zugeschrieben habe, verlange aber auch, dass meine Gegner in meine Worte nicht mehr hineinlegen, als von mir geschehen. Ich bemerke nur, dass ich bemüht gewesen bin, jene Ausdrücke der alten Autoren thunlichst naïv aufzufassen; und ich kann nicht sagen, dass meine Gegner durchweg ebenso verfahren. Ich finde z. B. nicht, dass dies der Fall ist, wenn Semper (S. 49) bei Besprechung der bekannten Stelle des Plinius über die Goldfäden, die im Jupitertempel zu Cyzicus fein „wie die feinsten Haare“ zwischen den Steinfugen „erglänzten,“ aus der „*materia quamvis occulta*“ des alten Autors ein Durchschimmern dieser zarten Fäden durch einen Farbüberzug macht. Ich glaube, dass es die Sache wenig fördern würde, wenn ich in einen neuen Streit über all diese Punkte eingehen, hier etwas nachgeben, dort mich vertheidigen, an einer dritten Stelle noch weiter über meine damalige Schlussfolgerung hinausgehen wollte. Können meine Gegner schlagendere Gegenbeweise beibringen, so müssen diese siegen; tritt der entgegengesetzte Fall ein, so werden jene Stellen immer, mehr oder weniger, für mich mit ins Gewicht fallen.

Es handelt sich bisher um eine Hauptstelle, — die des Herodot (III, 57) über das Prytaneion und den Markt zu Siphnos, die mir so unverleugbar, so schlagend schien, dass ich bei Abfassung meiner Schrift, in welcher ich sie aufführte, gar nicht darauf verfiel, mögliche Bedenken dagegen zu ersinnen und diese im Voraus zu beseitigen. Ich hielt es auch durchaus nicht für nöthig, die ganze beiläufige Begebenheit, die Herodot dabei erzählt, nachzuschreiben; was jetzt freilich Hr. Semper, der so wenig wie Hr. Hittorff den Punkt, um den es sich hiebei allein handelt, trotz meiner ausdrücklichen Hinweisung bemerkt zu haben scheint, veranlasst, mir in seiner eigenthümlichen Stimmung eine „*pia fraus*“ zuzuschreiben. Beide Gegner haben umständliche Erklärungen der Stelle zur Begünstigung ihrer Ansicht gegeben. Ich muss nun schon noch einmal, und etwas ausführlicher, darauf zurückkommen. Die Pythia hatte den Siphniern das Orakel gegeben:

Wenn einst weiss in Siphnos das Prytaneion erscheint,  
Weiss der Markt aussieht; dann thut ein verständiger Mann noth,  
Der vor dem hölzernen Feind euch warnt und dem röthlichen Herold.

Als aber das Orakel in Erfüllung ging, waren — wie Herodot zur Erklä-

— rung des ersten Theiles desselben ganz einfach berichtet — „Markt und Prytaneion der Siphnier mit parischem Steine ausgestattet;“ und der hölzerne Feind waren samische Schiffe und der röthliche Herold eins derselben, das, gleich den übrigen mit Mennig angestrichen, in die Stadt gesandt wurde. Hittorff bemerkt hiezu einerseits, man könne füglich annehmen, dass die gesammten siphnischen Gebäude nur in ihrer Hauptmasse weiss, dabei aber an Einzeltheilen farbig gewesen seien, was niemand, der überhaupt an Polychromie glaubt, bestreiten wird. Andererseits hätten die Siphnier diese Gebäude sehr wohl absichtlich, auf die Erfüllung des Orakels harrend, in dem ungefärbten Steine belassen können; von welcher Absichtlichkeit Semper, aus allerdings ganz triftigem Grunde, das Gegentheil behauptet. Vor Allem, sagt Hittorff, deute das Orakel auf einen Fall der Ausnahme von der gewöhnlichen Regel. Hiemit stimmt Semper sehr überein. Ein rother Herold, so sagt dieser, sei für griechische Begriffe etwas Ungereimtes gewesen und also — nach dem poetischen Gleichgewicht der Orakelverse — ein weisser Markt nebst Prytaneion ebenso; man müsse demnach auf das Umgekehrte zurückschliessen und, wie statt des rothen Heroldes einen weissen, so statt der weissen Gebäude deren in rother Farbe als das Gereimte bezeichnen. Im Uebrigen habe man, mit einer „gewissen dramatischen Nothwendigkeit“ anzunehmen, jene Gebäude seien so eben im Bau fertig, aber mit der unbedingt dazu gehörigen Bemalung noch nicht versehen gewesen, als das Orakel sich erfüllte. Das klingt Alles sehr hübsch, schade nur, dass Hr. Semper von einer Voraussetzung ausgeht, der der Beweis fehlt! Das Wort  $\alpha\eta\rho\nu\acute{\epsilon}\varsigma$ , dessen sich das Orakel bedient hatte und das oben (nach der Lange'schen Uebersetzung) mit „Herold“ wiedergegeben ist, bedeutet Allerlei, öffentliche Diener mancher Art, öffentliche Boten, Gesandte. Da nun z. B. die Cretenser, wie bekannt, rothe Gewände trugen, da die Spartaner sich zum Kriege mit Purpurgewänden schmückten, so konnte Jemand, den die Einen oder die Andern mit einer öffentlichen Botschaft sandten, füglich in dieser besondern Farbe erscheinen. Aber es ist gar nicht nöthig, so weit auszuholen. Hr. Semper braucht nur an die bekannte Stelle in der Lysistrata des Aristophanes, die u. A. auch Plutarch im Leben des Cimon (unter dem sich das betreffende Factum zutrug) citirt, erinnert zu werden, um sich zu überzeugen, dass es mit der Ungereimtheit der rothen Herolde eine völlig missliche Sache ist. Dort heisst es nemlich, nach der Uebersetzung von Droysen, V. 1138 ff.:

Vergesst ihr, wie der Lakone Perikleidas einst  
Hierher gesendet, als Athens Schutzflehender  
Auf jenem Altar bleich im Heroldspurpur sass?

Die Einen legen in den Autor alles Mögliche hinein, die Andern nehmen einfach die Worte wie sie gegeben sind. Das Orakel spricht von weissen Gebäuden und Herodot giebt als selbstverständlichen Grund ihrer weissen Erscheinung ohne alle Bedenken und Bezüglichkeiten, ohne nur im Entferntesten auf die Besonderheiten eines Ausnahmefalles hinzudeuten, an, dass sie mit parischem Steine (edlem weissem Marmor) ausgestattet waren. Alles Weitere an dieser Geschichte, mag man sie so künstlich auslegen, wie man wolle, mag man dabei auch noch viel glücklicher conjecturiren als Hr. Semper, ist für unsern Zweck gleichgültig; Herodots ganz einfache und unbefangene Bemerkung kann für den, der nicht Augen und Ohren und was sonst zum natürlichen Auffassungsvermögen gehört, eigenwillig

zuschliesst, lediglich nur auf der Voraussetzung beruhen: wo parischer Stein (edler weisser Marmor) zur Ausstattung eines Gebäudes verwandt wird, da ist die Erscheinung des letzteren — wenigstens in der Hauptmasse — weiss.

H. N. Ulrichs, in seinen „Reisen und Forschungen in Griechenland“ (1840), die mir erst jetzt, aber eben zur günstigsten Stunde, in die Hand kommen, bestätigt (I, S. 73) diese letztere Ansicht, indem er zugleich noch andre, sehr gewichtige Zeugnisse aus alten Schriftstellern, auf die meines Wissens in dieser Streitsache anderweit noch kein Bezug genommen war, für die weisse Farbe der Architekturen beibringt. Er führt Pindar an, der (*Nem.* 130) seinen Hymnus mit einer „weissen Stele von parischem Stein“ vergleicht. Er erwähnt des ephesischen Dianentempels, der nach Vitruv (*X*, 7) von allerweissestem Marmor (*candidissimo marmore*), aus benachbarten Brüchen, erbaut wurde; wobei Vitruv erzählt, wie die Ephesier lange geschwankt hätten, ob sie parischen, proconnesischen, heracleischen oder thasischen Marmor zu dem Tempelbau wählen sollten, und wie sie durch die zufällige Entdeckung jener ausgezeichneten Brüche in den grössten Jubel versetzt worden seien. Plinius aber berichtet (*XXXVI*, 5), wie Ulrichs weiter bemerkt, von demselben Tempel, dass die Besucher durch die Aufseher daran erinnert wurden, ihre Augen bei der Betrachtung des Gebäudes in Acht zu nehmen; so gewaltig „strahlte der Marmor“ [*„tanta marmoris radicitio est“*] <sup>1)</sup>. Die Eiferer für das Bunte haben mehrfach hervorgehoben, dass ein weisses Marmorgebäude unter dem südlichen Himmel ohne gänzliche Bemalung oder sonstige dämpfende Abtönung für die Augen des Beschauers unerträglich gewesen sei; hier ist die Bestätigung dieser Angabe, aber zugleich auch das Zeugnis dafür, dass man dennoch dies blendende Baumaterial durchaus nicht scheute. Und wenn uns gerade nur die Notiz für diesen besondern Fall aufbehalten ist, so war derselbe, durch jene ausserordentliche Weisse des Steines und durch die, die Dimensionen aller andern griechischen Tempel weit übersteigende Grösse des Gebäudes, ohne Zweifel eben der vorzüglichst auffällige; die Wirkung musste sich hier, durch beide Umstände, in so bedeutend erhöhtem Grade äussern. — In Rom, so führt Ulrichs noch weiter an, wurde nach Livius (*XL*, 51) der ältere Capitolinische Tempel und wurden nach Cicero (*in Verr.* II. I, 55) auch die übrigen Tempel weiss angestrichen, ebenso, wie das Wort *candens* (weiss) zur Bezeichnung des äusseren Ansehens der Tempel und reicher Privatgebäude bei den Römern in Gebrauch blieb und wie Virgil (*Aen.* VIII. 720) den palatinischen Apollotempel eine schneeige Schwelle des glänzenden Phöbus nennt.

Es ist endlich noch nachzusehen, was meine Gegner an positiven Gründen für die durchgehende Farbigkeit der antiken Gebäude beibringen. Das Wesentliche in diesem Betracht ist bekanntlich jener röthliche Ton, der sich nicht selten an den Monumenten findet und den athenischen Resten einen so schönen Goldglanz giebt. Ich hatte in meiner Schrift gesagt, dass, so lange kein förmliches Gutachten von Chemikern diese Farbe als Rest eines wirklichen Farbenüberzuges anerkannt habe, ich jener Theorie nicht

<sup>1)</sup> Plinius berichtet dies beiläufig, bei der Notiz über eine Statue der Hecate, welche an jenem Tempel (*in templo Dianae post aedem*) befindlich gewesen. Aus der ganzen Fassung und Stellung des Satzes geht hervor, dass seine oben angeführte Angabe lediglich nur auf das Gebäude selbst zu beziehen ist.

beipflichten könne. Was Wiegmann seitdem, aus andern, mir sehr triftig erscheinenden Gründen, zur Erklärung dieser Farbenerscheinung beigebracht hat, ist von Semper ganz unberücksichtigt geblieben, von Hittorff, so viel ich davon in seinem weitläufigen Werke wahrgenommen, nur sehr oberhin besprochen worden. Hr. Semper aber bringt, um mich völlig zu schlagen und meinem Begehren nach jenem Gutachten zu genügen, das „Protocoll einer Sitzung des zur Prüfung der Elgin-marbles in Beziehung auf daran befindliche Farbenspuren ernannten Ausschusses, gehalten im britischen Museum, London den 1. Juni 1837“ bei, das sich auch bei Hittorff findet. Ich kann nur leider nicht entdecken, wo in demselben — abgesehen von allgemeinen Behauptungen — die schlagenden Beweise liegen sollen. Das Wichtigste dürfte ein dabei mitgetheiltes chemisches Gutachten von Faraday sein. Hierin wird die Untersuchung der Farbenspuren von architektonischen Details athenischer Gebäude, deren Vorhandensein an sich Niemand bezweifeln wird, vorgelegt. Dann die einer Farbenspur (Kupferoxyd) vom nördlichen Flügel der Propyläen, von der aber nicht gesagt wird, wo sie an diesem Flügel befindlich gewesen sei, und die, ihrer Beschaffenheit gemäss, auch aus allerlei andern Gründen als denen einer Bemalung herrühren könnte. Dann die einer Farbenspur von den Säulen des Theseustempels. In Betreff dieser letzteren, — der für den vorliegenden Zweck allein wichtigen — erklärt sich der berühmte Chemiker für zweifelhaft und — weist in ihr keine Farbe nach. Es ist wohl nicht nöthig, hierüber noch ernsthaft weiter zu sprechen. —

Was haben wir nun aus der Betrachtung dieser beiden Schriften gewonnen? Ich denke: eine zufriedenstellende Bestätigung der Ansicht, dass die griechischen Tempel in ihrer Totalerscheinung nicht bunt waren und dass sie eine, im Verhältniss zum Ganzen nur mässige farbige Dekoration hatten. —

Das Hittorff'sche Werk hat übrigens bereits zu anderweitiger Erörterung der Angelegenheiten der Polychromie Veranlassung gegeben. Namentlich ist dies unter den englischen Architekten der Fall gewesen. Das Märzheft des diesjährigen *Civil Engineer and Architect's Journal* theilt die umfassenden Verhandlungen mit, die hierüber in den jüngsten Versammlungen des *Institute of British Architects* zu London stattgefunden haben. Man hat die Sache hier unter den verschiedenartigsten Gesichtspunkten beleuchtet; man ist ebenso auf ägyptische und altasiatische Sitte zurückgegangen, wie man die Anwendbarkeit farbiger Ausstattung für die ästhetische Richtung des heutigen Tages und des nordischen Klimas in Erwägung genommen hat; alle künstlerischen Richtungen, von dem begeisterten Verkünder griechischer Buntfarbigkeit bis zum strengen Verläugner derselben, haben dabei ihre Vertretung gefunden. Es sind zugleich aber auch einige sehr schätzbare Mittheilungen über thatsächlich Vorhandenes gemacht worden; und ich erlaube mir, diese aus der englischen Zeitschrift zu entnehmen.

Besonders interessant sind die Bemerkungen des Hrn. Penrose, von dem wir bis jetzt die genauesten Aufnahmen des Parthenon besitzen und dessen Urtheil über die athenischen Gebäude, soweit es irgend auf Beobachtungen von thatsächlich Vorhandenem ankommt, hiedurch zur Genüge gewährleistet sein dürfte. Er spricht sich zunächst mit Entschiedenheit dagegen aus, dass der Echinus des dorischen Säulenkapitals (mit einem Eierstabe oder ähnlichem Ornament) bemalt gewesen sei. Er habe, so sagt er, am Parthenon alle best erhaltenen Kapitäle mit grosser Aufmerksamkeit

untersucht und nicht die leiseste Spur von Farbe oder von denjenigen eingegrabenen oder eingeschnittenen Linien gefunden, welche gewöhnlich angewandt wurden, um das Muster der Bemalung zu bezeichnen. Am Rinnleisten, an dem Blattgliede von überschlagender Form, selbst an den Bändern des Architravs, welche den Einflüssen der Witterung so sehr ausgesetzt seien, finde man durchweg diese Spuren, während der Echinus, aufs Beste gegen das Wetter geschützt, eine vollkommen glatte Oberfläche zeige, die eben erst vollendet zu sein scheine, die einen schönen gleichmässigen Ton habe, aber nicht die geringste Spur einer Linie, welche zur Ausführung einer farbigen Verzierung bestimmt gewesen sei. Wo sonst solche Linien nicht wirklich eingegraben, stehe doch die Oberfläche der gemalt gewesenen Verzierung sehr häufig um die Dicke eines Papierblattes erhaben da; aber auch hievon sei kein Atom, weder am Abacus noch am Echinus des Parthenon, zu finden <sup>1)</sup>. Hr. Semper (an den erwähnten Verhandlungen Theil nehmend) will zwar schwache Spuren schwärzlicher Linien am Echinus der Säulenkapitälé des Theseustempels wahrgenommen haben. Hr. Penrose versichert aber, dass er auch die Kapitälé dieses Tempels mit grösser Sorgfalt untersucht habe, ohne irgend etwas der Art zu entdecken.

Gegen die Bemerkung Donaldson's, dass das ganze Aeussere des Theseustempels, einschliesslich der Säulen, mit einem Stucküberzuge, gleichzeitig mit der Erbauung und zum Zwecke der Bemalung, versehen gewesen sei, bemerkt Penrose: er habe, was die Säulen dieses Tempels betreffe, nur den Eindruck einer ebenso vollendeten Politur und einer ebenso fein durchgeführten Behandlung wie an denen des Parthenon empfangen. Gegen die Annahme Semper's, der an der einen Ecke des äusseren Architravs des Theseustempels rothe Farbenspurten entdeckt haben will und hienach das ganze Aeussere desselben in rother Farbe restaurirt, bezieht sich Penrose auf jenen glühenden Ton, den der Stein durch einen Naturprocess empfangen und den er mit Bestimmtheit als eine Oxydation des im pentelischen Marmor vorhandenen Eisens bezeichnet. Hiemit steht im nächsten Wechselbezug eine Bemerkung des Hrn. Twining, die in ihrer Weise wiederum den ganzen Streit über die Ausdehnung der Polychromie bei den griechischen Marmorgebäuden zu beseitigen geeignet ist: dass nemlich die zu Tage stehenden Flächen des pentelischen Marmors im Steinbruche denselben Farbenton zeigen, wie die athenischen Monumente. Zugleich stimmt Hr. Twining mit Penrose's Erklärung über die Entstehung dieses Farbentones überein. — Hr. Penrose ist im Uebrigen,

<sup>1)</sup> Alle diese Bemerkungen des Hrn. Penrose lassen sich an den Gypsabgüssen von Theilen der athenischen Tempel, die gegenwärtig im neuen Berliner Museum aufgestellt sind, aufs Beste und vielleicht noch sicherer, da man sie in jedes beliebige Licht stellen kann, wiederholen. Man sieht an den verschiedenen Gliederungen die an den Gebäuden selbst vorhanden gewesene Bemalung, theils durch jene leicht eingeritzten Umrisse, theils dadurch, dass die Decke der enkaustisch aufgemalten Verzierung den Stein mehr geschützt hatte und derselbe somit im Einschlusse der Verzierung, wenn auch im leisesten Maasse, über dem Grunde erhaben steht. Man erkennt selbst an dem, von dem Wetter sehr stark angegriffenen Architravbande noch den kunstreichen Doppelmäander, an dem darunter befindlichen Riemen mit den Tropfen noch die Spur der reizenden hängenden Palmetten und Lotoskelche, die darauf gemalt waren. An den Abgüssen der Säulenkapitälé des Parthenon, der Propyläen, des Theseustempels, mag man jeden ihrer Theile auch in das schärfste Streiflicht wenden, ist durchaus Nichts der Art, nichts als die regelmässig glatte Fläche wahrzunehmen.

aus ästhetischen Gründen, der Ansicht, dass diese Marmorgebäude dennoch mit einem feinen schimmernden Farbenüberzuge von warmem Tone versehen gewesen seien, bemerkt dabei aber, dass es höchst schwer sei, die Reste dieses Ueberzuges von jener starken, natürlich entstandenen Tönung zu unterscheiden. Wir haben dies nach der ganzen Sachlage wiederum nur als eine subjective Voraussetzung aufzufassen, die wir, zumal all jenen so bedeutsamen Zeugnissen des Alterthums gegenüber, wohl auf sich beruhen lassen können.

Im Uebrigen sind als thatsächliche Bemerkungen besonders noch einige Notizen aus einem Vortrage des Hrn. Cockerell zu entnehmen. Er berichtet über den Minerven-Tempel von Aegina, nach seinen genauen Untersuchungen bei dessen Aufgrabung. Er erwähnt zunächst des feinen Marmorstücks, mit dem die Säulen und das Gebälk dieses Tempels bekleidet waren und der eine höchst glänzende Wirkung hervorgebracht habe, ebenso wie der Stück, der jenen alten Tempelrest zu Korinth bekleidet, auch diesem Bauwerk den Anschein des feinsten Marmors gebe. Er schildert die Bemalung des Tempels von Aegina, wie wir sie kennen, bemerkt dabei aber ausdrücklich, dass an den Säulen und an dem Architrav, mit Ausnahme des Bandes über letzterem, keine Farbenspur vorhanden gewesen sei. Ebenso habe er auch an den Wänden der Cella dieses Tempels Nichts von Bemalung gefunden.

Hr. Owen Jones führt an, dass er sich einer Säule mit den Resten rothen Anstrichs im Innern des Parthenon erinnere; es sei aber aus gutem Grunde anzunehmen, dass diese Bemalung hier aus der mittelalterlichen Zeit herrühre. Was seine eigenthümliche Ansicht betreffe, so nehme er an, dass die Säulen ursprünglich — vergoldet gewesen seien. Wir haben wohl nicht nöthig, auf diese allerdings eigenthümliche Ansicht weiter einzugehen.

Es scheint in der That, dass das Wesentliche, was überhaupt in diesen polychromatischen Dingen zu ermitteln, nunmehr vor uns liegt und dass die Acten über diese Angelegenheit — etwa mit dem Vorbehalt von Einzelnachträgen, die ein günstiger Zufall vielleicht noch ans Licht bringt, — geschlossen werden können <sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Erst während des erneuten Abdruckes des Obigen gelangt das Werk von Francis Cranmer Penrose: *an investigation of the principles of Athenian Architecture etc., published by the society of Dilettanti, London, 1851*, welches die Architektur des Parthenon, der Propyläen und andrer athenischer Gebäude in ihren technischen und künstlerischen Einzelheiten mit schärfster Sorgfalt behandelt und hierin die Gewähr der zuverlässigsten Beobachtung trägt, zu meiner näheren Kenntniss. Auch hier, im Text wie in den bildlichen Tafeln, ist das polychromatische Element einer reiflichen Erwägung unterzogen; was der Verfasser darüber mitgetheilt, dient wiederum nur zur Bestätigung der vorstehend ermittelten Grundsätze. Die Einzelangaben beschränken sich dahin: dass am Parthenon, ausser der zierlich ornamentistischen Gliederbemalung (mit Blattwerk, Mäandern u. dergl.), die Mutulen blaufärbt waren, die Soffitten dazwischen (d. h. die Unteransicht der Platte über den Mutulen) und die Bandfläche zwischen den hinteren Ansätzen der Mutulen roth, die Tropfen ohne Farbenspur, die Schlitze der Triglyphen blau, auch schwache Spuren blauer Farbe an der oberen Fläche der letzteren. Aehnliche Spuren von Blau am Theseustempel. An den Propyläen, und zwar am Aeusseren derselben, die ornamentistische Gliederbemalung einfacher (die Sima mit dem Eierstab); das Plättchen unter der Hängeplatte, auch an den Theilen seiner Unteransicht, roth; die Mutulen blau; die Tropfen farblos, doch mit einem Ringe auf ihrer Unterfläche. Im Inneren

die starke echinusartige Platte über den Voluten der ionischen Säulen mit einem gemalten Eierstabe (während am Echinus unter den Voluten dies Ornament in der üblich ionischen Weise ausgemeisselt ist); die einzelnen Glieder des inneren Gebäudes wiederum mit zierlich ornamentistischer Bemalung, und besonders die Kassetten der Decke in geschmackvoll wechselnder Weise, mit Sternen und Palmetten, bemalt.

So eben auch wird eine Schrift ausgegeben, — „Griechische Reise-  
skizzen von Hermann Hettner. Braunschweig, 1853,“ — die sich in einer  
besondern Abhandlung (S. 185—206) aufs Neue darüber auslässt, „wie die  
Alten ihre Tempel bemalten.“ Der Verfasser sitzt darin, auch mit Berück-  
sichtigung meines obigen Aufsatzes, über den Prozess Kugler contra Hittorff-Sem-  
per zu Gericht und wägt Schuld und Unschuld nach gleichem Maasse. Semper  
hat Recht und Kugler hat Recht, und Kugler hat Unrecht und Hittorff hat  
Unrecht: Marmortempel sind weiss, und stucküberzogene Tempel sind bunt, „und  
dieser Stucküberzug war bei der Freude kindlicher Menschen an bunten Farben  
wohl (!) in den meisten Fällen roth.“ In der That giebt er noch ein Paar  
(mehr oder weniger genaue) Belege von Resten rother Farbe auf dem Stuck von  
Säulen; dass ich dergleichen überhaupt nicht geläugnet, hätte er bei näherer  
Ansicht meiner Schrift wahrnehmen können, selbst nicht in Betreff des Tempels  
von Korinth, wo er mich mit seinem „Kugler hat Unrecht“ beseitigt. Ich hatte  
(s. oben S. 280) von Stackelbergs Angabe über eine Granitnachahmung nur für  
auffallend erklärt und die Vermuthung einer einfach rothbraunen Färbung  
ausgesprochen, was H. H. nun selbst aufs Beste, durch Angabe von dem Vor-  
handensein einer „intensiv rothen Färbung,“ bestätigt. Uebrigens führt er selbst  
auch gelbliche und weisse Stuckfärbung als häufig vorhanden an. Ich will ihm  
gern noch eine weitere Nüance in Betreff der Färbung stucküberzogener alter-  
thümlicher oder nicht völlig rein hellenischer Tempel zugestehen: dass es sich  
um Grundirrhümer handle und dass dergleichen gar durch ihn schliesslich gelöst  
seien, kann ich eben nicht finden. Auch muss ich ihm seine Auslegung der  
Stelle des Plinius (H. N. 36, 5) überlassen, falls er nemlich das Räthsel dersel-  
ben, nach seiner Auffassung, wahrgenommen und — gelöst hat.

Aus fertigen Bausteinen bauen sich manchmal recht hübsche Throne auf.